

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Drei Gedichte in Prosa
Autor: Turgenjeff, Iwan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

himmelwärts und verschwand in der Dunkelheit.

Das gute Schiff „Sao Paulo“ aber pflügte unentwegt durch das Meer, dem Kreuz des Sü-

dens und dem Palmenstrand einer glänzenden, abenteuerlichen Stadt, dem fernen Rio de Janeiro entgegen.

Ewige Rätsel.

Und immer klopfen wir ans Tor
Und möchten Einlaß haben
Und stehn erwartungsvoll davor,
Bettelnd um ein paar Gaben.

Wir heischen Helle, heischen Licht
Und harren unverdrossen —
Sedoch die Felsen wanken nicht,
Die Pforte bleibt verschlossen.

„Unnahbar!“ heißt der Zeichen Sinn,
Die rings das Tor umkränzen . . .
Hier waren schon seit Urbeginn
Des Fragens letzte Grenzen.

Wir pochen an und mühen uns ab
Und opfern unser Leben
Und wissen doch, daß nur das Grab
Uns kann die Antwort geben.

Emil Hügli.

Drei Gedichte in Prosa.

Von Iwan Turgenjeff.

Das Dorf.

Der letzte Tag im Juli; auf tausend Werst im Umkreise rings Rußland — der heimatische Boden. Der ganze Himmel strahlt in einfarbigem Blau; droben ein einzelnes Wölkchen — halb schwimmend, halb zerfließend. Windesstille, brütende Hitze . . . die Luft — würzig wie frischgemolkene Milch!

Die Lerchen trillern; die Turkeltauben gurren; lautlos gleiten die Schwalben umher; die Pferde schnauben und fauen; die Hunde bellen nicht, stehen da und wedeln friedfertig mit dem Schwanz.

Und nach Rauch riecht es, und nach Gras — und auch nach Teer ein wenig — und ein wenig nach Leder. — Der Hanf auf den Feldern ist schon hoch aufgeschossen und strömt seinen schweren, aber süßen Duft aus.

Eine tiefe, jedoch sanft absteigende Schlucht öffnet sich. An beiden Abhängen mehrere Reihen dickbuschiger, zerborstener Weiden. In der Tiefe der Schlucht rieselt ein Bach; kleine Kiesel auf seinem Grunde blinken wie zitternd durch seine klaren Wellen hindurch. — In der Ferne, am Saume zwischen Erde und Himmel — schimmert der bläuliche Streif eines großen Stromes.

Dem Zuge der Schlucht folgend — hier auf dieser Seite saubere kleine Speicher und Scheunen mit dichtverschlossenen Türen; dort auf jener fünf bis sechs aus Fichtenstämmen gezimmerte Häuschen mit gehobelten Bretterdächern. Auf jedem Dache an hoher Stange ein Star-

kasten; über jeder Haustür ein aus Blech geschnittenes kleines Köpflein mit flatternder Mähne. Die Fensterscheiben, uneben und bläulich, schillern in Regenbogenfarben. Krüge mit Blumensträußen sind auf die Fensterläden gemalt. Vor jedem Häuschen steht säuberlich eine derbe Bank; auf kleinen angeschütteten Erdhäufen liegen Katzen, zu einem Knäuel zusammengerollt, und spitzen die durchsichtigen feinen Ohren; hinter der hohen Türschwelle winkt einladend der kühle, dunkle Hausflur.

Ich liege hart am Rande der Schlucht auf einer ausgebreiteten Pferdedecke; ringsumher lauter Haufen frischgemähten, betäubend duftigen Heues. Die fleißigen Hauswirte haben es vor ihren Hütten auseinandergestreut: dort mag es noch eine Weile an der Sonne durchtrocknen; dann aber in die Scheuern damit! Wie prächtig wird sich darauf schlafen lassen!

Kraushaarige Kinderköpfschen lugen aus jedem Haufen hervor; großköpfige Hühner scharren im Heu nach Fliegen und Käferchen; ein junger Hund mit noch hellfarbiger Schnauze wälzt sich in einem Gewirr von Halmen herum.

Blondlockige Burschen in sauberen Gürtelhenden und schwerfälligen, umsäumten Stiefeln hänseln sich mit Scherzworten, die Brust gegen einen unbespannten Wagen gestemmt — und zeigen lachend ihre weißen Zähne.

Aus dem Fenster schaut ein junges Weib mit vollem, rundem Antlitz; sie lacht, halb über die Scherze der Burschen, halb über die in den Heuhaufen sich balgenden Kinder.

Ein anderes junges Weib zieht mit kräftigen Armen einen großen nassen Eimer aus dem Brunnen herauf . . . Der Eimer wippt und schaukelt am Seile, so daß langgezogene, blizende Tropfen an ihm herabgleiten.

Vor mir steht ein greises Hausmütterchen in einem neuen, karierten Leinenrock und neuen Schuhen.

Drei Schnüre dicker, hohler Glasperlen schlingen sich um ihren braunen, faltigen Hals; ihr ergrauter Kopf ist mit einem gelben, rot punktierten Tuche umwunden, welches tief über ihre trüben Augen herabhängt.

Freundlich aber lächeln diese greisenhaften Augen; ihr ganzes runzliges Antlitz lächelt. Hoch in den Siebzigern muß sie sein, das alte Mütterchen . . . aber auch heute noch ist es zu erkennen: eine Schönheit war sie zu ihrer Zeit!

Mit den sonnenverbrannten, auseinander gespreizten Fingern der rechten Hand hält sie mir einen Krug kalter, unabgerahmter Milch hin, die frisch aus dem Keller kommt; der Krug ist außen mit Reif bedeckt, der wie Perlen glitzert. Auf der linken Handfläche reicht mir die Alte eine große Schnitte noch warmen Brotes. — „Iß nur, sei dir's gesegnet, willkommener Gast!“

Mit einem Male kräht der Hahn und schlägt heftig mit den Flügeln; ihm zur Antwort blökt nach einer Weile ein eingesperrtes Kalb.

— „Das nenn ich mir Haser!“ ertönt die Stimme meines Kutschers . . .

O diese Genügsamkeit, diese Ruhe, dieser Wohlstand des freien russischen Dorfes! Dieser stille Friede und Segen!

Und da denke ich mir denn so: was soll uns dann noch ein Kreuz auf der Kuppel der Hagia Sophia in Byzanz und all das übrige, um das wir uns so heiß bemühen, wir Stadtmenschen?

Ein Besuch.

Ich saß am offenen Fenster . . . morgens, frühmorgens am ersten Mai.

Noch war die Morgenröte nicht erschienen; aber die dunkle, laue Nacht war schon einer kühleren Dämmerung gewichen.

Noch war kein Nebel aufgestiegen, kein Lüftchen regte sich, alles lag noch in einfarbigem, stummem Schweigen . . . aber schon kündete sich das nahe Erwachen an, und in der morgenfrischen Luft schwamm feuchter, stärkender Tau geruch.

Plötzlich flog durch das offene Fenster mit

leisem Schwirren und Rauschen ein großer Vogel zu mir ins Zimmer herein. Ich fuhr zusammen und blickte empor . . . Es war kein Vogel, es war eine geflügelte, kleine, weibliche Gestalt, in einem schließenden, langen, schillernen Gewande.

Alles war grau an ihr, mit perlmutterartigem Schimmer; bloß die Innenseite ihrer Flügelchen zeigte den zarten roten Hauch einer erblühenden Rose; ein Kranz von Maiglöckchen umschloß die flatternden Locken ihres rundlichen Köpfchens, und gleich Fühlern eines Schmetterlings wiegten sich zwei Pfauenfedern anmutig auf ihrer lieblichen gewölbten Stirn. Sie flatterte einige Male an der Zimmerdecke umher; ihr winziges Antlitz lächelte; es lächelten auch ihre großen, schwarzen, glänzenden Augen.

Die mutwillige Lebhaftigkeit ihres launenhaften Fluges machte sie funkeln und blitzen gleich Diamanten. In der Hand hielt sie eine langgestielte Steppenblume: „Kaiserzepter“ nennt sie das russische Volk, — auch ähnelt sie wirklich einem Zepher.

Und rasch über mich hinfliegend, berührte sie mit dieser Blume mein Haupt.

Ich haschte nach ihr . . . Doch schon war sie zum Fenster hinausgeflettert — und fort war sie . . .

Im Garten, aus dem Versteck eines dichten Fliederbusches, rief ihr eine Turmeltaube girrend den ersten Frühgruß zu — und in der Ferne, wo sie verschwand, begann der milchweiße Himmel sich langsam zu röten.

Ich erkannte dich, Göttin der Phantasie! Ein Zufall führte dich zu mir — du flogst davon zu den jungen Dichtern.

O Poesie! Jugend! Frauen- und Mädchenschönheit! Nur noch auf Augenblicke erscheint ihr in all eurem Glanze vor meiner Seele — frühmorgens bei Frühlingserwachen!

Mascha.

Als ich noch vor vielen Jahren in Petersburg lebte, knüpfte ich jedesmal, wenn ich eine Droschke nehmen mußte, mit dem Kutscher ein Gespräch an.

Besonders gern unterhielt ich mich mit den Nachtkutschern, armen Bauern aus der Umgegend, die mit einem gelbgestrichenen Schlitten und einem ärmlichen Karren Gaul in die Hauptstadt kamen — in der Hoffnung, dort selber ihren Unterhalt zu finden, wie auch die Abgabe

an ihre Gutsherren erübrigen zu können. Einst nahm ich wieder mal einen solchen Kutscher . . . Ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, hochgewachsen, stämmig, wie aus Kernholz; mit blauen Augen und frischroten Backen; sein Haar quoll in blonden Locken unter der tief bis auf die Augenbrauen herabgezogenen geflickten Mütze hervor. — Und wie hatte er bloß diesen zerrissenen kleinen Kittel über seine riesigen Schultern ziehen können!

Indessen, das hübsche, bartlose Gesicht meines Kutschers schien bekümmert und betrübt.

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auch aus seiner Stimme klang Trübsal.

„Nun, Freundchen,“ fragte ich ihn, „warum bist du so traurig? Drückt dich irgend ein Kummer?“

Der Bursche zögerte mit der Antwort.

„Freilich, Herr, freilich“, brachte er schließlich heraus.

„Und ein Kummer, wie er nicht größer sein kann. Mein Weib ist gestorben.“

„Du hast sie wohl sehr geliebt . . . dein Weib?“

Der Bursche wandte sich nicht zu mir um; er neigte nur ein wenig den Kopf.

„Freilich liebte ich sie, Herr. Acht Monat ist's her, aber ich kann's nicht vergessen. Es frißt mir am Herzen . . . immerfort! Warum hat sie auch sterben müssen? War doch jung, ge-

fund! . . . An einem Tage hat die Cholera sie abgewürgt.“

„Sie war dir wohl ein braves Weib?“

„Ach Herr!“ seufzte der arme Bursche schwer auf. „Und wie gut haben wir zusammengelebt! Sie ist ohne mich gestorben. Kaum hörte ich es hier, daß man sie gar schon begraben hätte, — da jagte ich augenblicklich zum Dorf, nach Hause. Ich kam an — da war's schon nach Mitternacht. Ich trete in meine Hütte, stehe mitten in der Stube still und rufe so ganz leise: ‚Mascha! meine Mascha!‘ Aber nur das Heimchen zirpt. — Da kommt mir das Heulen, ich werfe mich auf die Diele — wie habe ich da mit den Händen auf den Boden gehauen! — ‚Du unersättliche Grube!‘ schrei ich . . . ‚Sie hast du verschlungen . . . dann verschling auch mich!‘ — Ach Mascha!“

„Mascha!“ — setzte er mit plötzlich versagender Stimme hinzu. Und ohne seine groben Zügel loszulassen, wuschte er sich mit seinen Fausthandschuhen die Tränen aus den Augen, schüttelte sie ab, zuckte die Achseln — und sprach kein Wort mehr.

Als ich aus dem Schlitten stieg, gab ich ihm eine Kleinigkeit über den Fahrpreis. — Er verbeugte sich tief, indem er mit beiden Händen nach der Mütze griff — und fuhr dann langsam davon über die glatte Schneefläche der menschenleeren Straße, die der graue Nebel des Januarfrostes einhüllte.

Geburt und Schicksal.

Wird der Mensch von seinen Anlagen beherrscht, oder sind wir von unserer Umwelt abhängig?

Neue Forschungsergebnisse.

Seit langem schon streiten sich die Gelehrten über die Frage, was für das Lebensschicksal eines Menschen wichtiger sei: die ererbten Anlagen oder die Umstände, die von außen her auf ihn einwirken, also vor allem die Erziehung, ferner Wohnung, Ernährung usw., kurz das „Milieu“. Es ist klar, daß diese Auseinandersetzung für jeden, der Kinder zu erziehen hat, von größtem Interesse sein muß, — würde doch beispielsweise eine endgültige Entscheidung der Frage zu gunsten der extremen „Vererbungstheoretiker“ jede wirkliche Erziehung praktisch illusorisch machen; über diese Frage liegen gerade aus der letzten Zeit wichtige neue Forschungsergebnisse vor, die wenigstens grundsätzliche Klarheit geschaffen haben.

Die Anhänger der radikalen Vererbungstheorie vertreten den Standpunkt, daß jeder Mensch in seiner ganzen persönlichen Entwicklung von Geburt an durch die ererbten Anlagen vollkommen „festgelegt“ sei, während die äußeren Umstände keinen entscheidenden Einfluß auf sein Schicksal hätten. Die sogenannte „Milieutheorie“ wiederum macht es umgekehrt, — sie hält die Einflüsse der Umwelt für allein wesentlich. Wer hat nun recht? Die neuesten Ergebnisse der Forschung haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß beide Theorien . . . falsch sind. Die Wahrheit scheint auch hier wieder einmal in der Mitte zu liegen: der Mensch ist ein Produkt von Anlage und den äußeren Einflüssen, die auf diese Anlagen einwirken. Aller-